

Ausländische Ärzte in Berlin (Teil 1)

„Perser. Sind komischerweise alles Perser.“

Von Ina Harloff

„Klischees zu ausländischen Ärzten? Habe ich eigentlich nicht. Naja, höchstens, dass man die manchmal schlecht versteht.“

„Perser. Sind komischerweise alles Perser.“

„Die sind oft engagierter als die Deutschen.“

„Die haben viele Patienten aus ihrem Heimatland. Deshalb gibt es fast nur Ärzte aus Ländern, die in Deutschland eine nennenswerte Community haben. Da sich alles in *einer* Community abspielt, ist auch die Bindung zwischen Arzt und Patienten stärker als bei Deutschen.“

„Die sind mit den Zuwandererströmen nach Deutschland gekommen.“

„Ausländische Ärzte? Was soll mir denn dazu einfallen?“

Solche und ähnliche Antworten gaben junge Berliner auf die Frage: „Was fällt Ihnen spontan zu dem Begriff „ausländische Ärzte“ ein?“ Dennoch mussten sie erst eine geraume Weile überlegen, bevor sie mit solchen Klischeevorstellungen

herausrückten. Ihre spontane Reaktion war Erstaunen: „Was soll mir denn dazu einfallen?“ Die Verwunderung kommt nicht von ungefähr. Klischees, die vielleicht vor 50 Jahren noch galten, sind längst aufgeweicht. Das liegt nicht nur an der Multikulturalität, die mittlerweile das Bild Berlins prägt, und an der Weltoffenheit der meisten Berliner. Auch die Rolle der „ausländischen Ärzte“ im Gesundheitssystem der Stadt und ihr eigenes Identitätsverständnis haben dazu beigetragen, die Grenzen zwischen den „deutschen“ Ärzten und ihren „ausländischen“ Kollegen zunehmend zu verwischen.

Allein der Begriff „ausländische Ärzte“ ist schwer zu fassen. Wer sind sie denn? Das ist der nette ältere Herr mit dem fremdländischen Akzent, der vor über 40 Jahren nach Deutschland gekommen ist und schon seit Jahrzehnten mit seiner Familie hier lebt – mittlerweile als deutscher Staatsbürger. Das sind seine Kinder, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Bei denen lässt eventuell nur der Nachname oder ein etwas dunklerer Typus darauf schließen, dass ihre Vorfahren keine Deutschen waren. Und das sind die jungen Leute, die nach Deutschland zum Medizinstudium gekommen sind und hier jetzt ein paar Jahre arbeiten.

„Ausländische Ärzte? Das sind komischerweise alles Perser!“

Wie auch immer es sie nach Deutschland verschlagen hat: Aus der medizinischen Versorgungslandschaft der Bundesrepublik sind „ausländische Ärzte“ nicht mehr wegzudenken. In Berlin beträgt ihr Anteil an der ambulanten Versorgung mittlerweile gut acht bis zehn Prozent, wie Ahad M. Fahimi, Allgemeinmediziner, Facharzt für Chirurgie und Vorsitzender des Vereins deutsch-ausländischer Ärzte in Berlin, sagt. Der gebürtige Iraner gehört selbst dazu.

Fahimi ist dieser nette ältere Herr mit dem fremdländischen Akzent, der vor über 40 Jahren nach Deutschland gekommen ist. 1961 war das. Nach seinem Medizinstudium beschloss Ahad M. Fahimi, seine Facharztausbildung im Ausland zu machen. „Ich weiß nicht, warum ich ausgerechnet nach Deutschland gegangen bin und nicht nach Frankreich“, sagt er. „Wo ich doch auf dem Gymnasium Französisch hatte.“ Deutsch sprach er damals noch gar nicht. Ein Klischee hat Fahimis Biographie damit bereits widerlegt – mit den Zuwandererströmen aus den südeuropäischen Ländern zwischen 1955 und 1973 hatte sein Kommen nach Deutschland nichts zu tun. Ein anderes Klischee



„Alles Perser“: Die Berliner Ärzte Abbas Moslehi, Afshaneh Bohlmann, Ahad Fahimi und Sohn Sohrab (v.l.n.r.)



Wie der Hausarzt aus früheren Tagen: Ahad Fahimi, der geduldige Zuhörer

aber scheint er zu bestätigen. Fahimi ist Perser. Natürlich wäre es überspitzt, zu sagen, „ausländische Ärzte“ seien komischerweise alles Perser. So zeigen beispielsweise die Zahlen der Bundesärztekammer mit Stand vom 31.12.2007, dass die meisten Niedergelassenen in Berlin aus Griechenland kommen. Bei diesen Zahlen wurde allerdings jeweils von der ersten Staatsbürgerschaft ausgegangen. Ärzte wie Fahimi, die bereits die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten haben, zählen nicht dazu.

Aber von ungefähr kommt das Klischee nicht, dass die meisten ausländischen Ärzte Perser seien, denn Fahimi hat viele Landsmänner und -frauen unter seinen Kollegen in Berlin. Eine Erklärung dafür liefert der ebenfalls in Iran geborene Abbas Moslehi, Facharzt für Allgemeinmedizin und Innere Medizin in Berlin Neukölln. „Persische Ärzte sind traditionell schon immer zum Studium nach Deutschland gekommen, weil der Schah und dessen Vater gut mit Deutschland standen“, sagt der 47-jährige.

Es gibt aber noch einen anderen Grund, warum viele persische Ärzte im deutschen Gesundheitswesen arbeiten – Ärzte wie Abbas Moslehi. Moslehi zählt sich zur Generation der Exil-Iraner, die nach der Revolution 1979 aus ihrer Heimat flüchteten. „Wir waren um die zwanzig, als die Revolution anging; alles Abiturienten, die studieren wollten“, sagt er. „Ein Jahr lang konnte ich zur Uni gehen, dann haben sie diese ein-

fach geschlossen – im Zuge der Kulturrevolution 1982.“ Ein Jahr später sei es zu Massenfestnahmen und Hinrichtungen gekommen, berichtet er. „Alle, die politisch aktiv waren und nicht zur Hisbollah gehörten, sind ausgewandert.“

Auch Afsaneh Bohlmann, Allgemeinmedizinerin im Bezirk Steglitz-Zehlendorf, stammt ursprünglich aus Iran und ist im Zuge der Revolution nach Deutschland gekommen. Trotz sehr guter Noten hatte sie in ihrem Heimatland keinen Studienplatz für Medizin bekommen. Sowohl Abbas Moslehi als auch Afsaneh Bohlmann wollten eigentlich nach Amerika. Aus verschiedenen Gründen blieben sie dann aber doch vorerst zum Studium in Deutschland. Aus dem „vorerst“ wurde schließlich ein „für immer“. Beide haben deutsche Ehepartner und Familie in dem Land, das sie mittlerweile als ihre Heimat betrachten. Afsaneh will in Berlin bleiben. „Berlin ist die einzige Stadt, in der ich in Deutschland auf Dauer leben und alt werden kann“, sagt sie. Dort fühlt sie sich zu Hause. „Nach vierundzwanzig Jahren ist nur noch das Gesicht anders“, sagt die heute 44-jährige. 24 Jahre – das ist fast ihr halbes Leben.

Ausländische Ärzte haben vor allem Patienten aus ihrem Heimatland

Länger als ein „halbes Leben“ hat Ahad Fahimi bisher als Arzt in Deutschland gearbeitet. Obwohl es nicht die Zuwandererströme waren, die ihn nach Berlin gebracht haben, hatte er es doch die-

sen zu verdanken, dass er 1971 von der Kassenärztlichen Vereinigung Berlin die erweiterte Berufserlaubnis bekam – zur Behandlung ausländischer Arbeitnehmer ausschließlich aus dem Gebiet des Balkans und des Vorderen Orients. 1974 erhielt Ahad Fahimi die deutsche Approbation. Die Sonderstellung, die er von 1971 bis 1974 in der ambulanten medizinischen Versorgung Berlins innehatte und nicht die Tatsache, dass er selbst aus dem Ausland kam, brachte es mit sich, dass vor allem ausländische Patienten zu ihm in die Praxis am Kottbusser Tor kamen. Im August 1995 stieg sein Sohn Sohrab mit in die Praxis ein – als Allgemeinarzt und Diabetologe. Spätestens seit diesem Zeitpunkt, aber vor allem seit dem Umzug der Praxis in die Kreuzberger Bergmannstraße, kommen auch viele deutsche Patienten zu den Fahimis.

Ahad Fahimi hat sich mittlerweile als Kassenarzt zurückgezogen und arbeitet als Privatarzt in der gemeinschaftlichen Praxis. Er ist 76 Jahre alt. „Kalenderalter“, sagt der Junggebliebene schmunzelnd. In den neuen, an die Bauhaus-Architektur angelehnten Praxisräumen, die er mit seinem Sohn teilt, stehen in seinem Sprechzimmer noch seine alten Möbel. Da ist der dicke Schreibtisch aus dunklem Palisanderholz mit Lederüberzug – ein Relikt aus fernen Zeiten, als dahinter der „Halbgott in Weiß“ saß. Der flößte Respekt ein, alleine schon durch den großen Abstand, den der massive Holztisch zwischen ihm und dem Patienten herstellte. Das gab ▶

Fortsetzung von Seite 29

dem Arzt eine Aura von Souveränität, die Patienten von ihm auch erwarteten. Souveränität erweckte Vertrauen. Ahad Fahimi trägt kein Weiß. Aber er flößt trotzdem Respekt ein, auch durch die Weisheit, die sein Kalenderalter mit sich bringt, und die ruhige Würde, die ihn umgibt.

Der Tisch und der Mann dahinter strahlen vor allen Dingen eines aus: Ruhe. Da sitzt einer, der hat jetzt endlich Zeit – Zeit zu reden, zuzuhören, wirklich hinzuhören. Genommen hat er sich diese Zeit früher auch schon. Aber jetzt als Privatarzt steht sie ihm wirklich zur Verfügung. Und so passiert es nicht selten, dass die Patienten, nachdem sie sich von seinem Sohn haben behandeln lassen, auch noch mal beim Vater vorbeischaun, um ein kurzes Schwätz-

die Sprache seiner Patienten spricht und ein Bindeglied zu ihrer alten Heimat darstellt. Ahad Fahimi verkörpert den Hausarzt aus früheren Tagen, wie ihn auch die deutschen Patienten kennen. Der gütige Doktor, der einen Großteil aller Familienmitglieder von Kindesbeinen an begleitet und ihre Krankengeschichten in- und auswendig kannte.

Dennoch trifft das Klischee von der besonderen Bindung der Zuwanderer an einen Arzt, der wie sie nicht aus Deutschland kommt und ihre Muttersprache spricht, für eine bestimmte Generation noch zu. Nayef El-Akrabani aus Jordanien gehört dazu. Der über 60-jährige lebt seit 1980 in Berlin und seitdem ist Ahad Fahimi sein Arzt. Und der seiner ganzen Familie. Nayef würde zu keinem anderen Arzt gehen.

Ärzten, die ihre Sprache sprechen“, sagen die Söhne. Was daran liegt, dass die Eltern nur sehr schlecht Deutsch sprechen. Für Ahmet und Adel ist die Hauptsache, dass der Arzt „gut ist“ und sich Zeit nimmt. „Wenn es einen deutschen Arzt gibt, der uns bei dem, was wir haben, besser helfen kann, dann gehen wir natürlich zu dem“, sagt Adel.

Die zwei jungen Neuköllner, beide um die Mitte zwanzig, verkörpern eine Art Schnittstelle – zwischen den Generationen und zwischen den Nationalitäten. So, wie auch die Praxis der Fahimis: Generationen, Tradition und Moderne verbinden sich in ihren Besitzern und in ihren Räumen. Im Wartezimmer, in dem sich viele Nationalitäten treffen, hängt ein großer LCD-Bildschirm an der Wand, auf dem die Namen der aufgerufenen Patienten angezeigt werden – für Schwerhörige und Gehörlose eine große Erleichterung. Aber wo das Sprechzimmer des jungen Doktor Fahimi dem Bauhausstil getreu vor allem zweckmäßig eingerichtet ist, steht der wuchtige Schreibtisch aus den 60ern im Zimmer des Vaters für Tradition. Ansonsten unterscheidet sich die Praxis in der Bergmannstraße in nichts von anderen modernen Berliner Praxen. An den Patienten lässt sich mit Gewissheit nicht mehr erkennen, dass hier zwei Ärzte mit persischem Background praktizieren. Wie zur Bekräftigung dessen beschwert sich ein deutscher Patient sogar darüber „dass es jetzt hier so wenig türkische Patienten gibt.“ Das sei in der Praxis am Kottbusser Tor noch anders gewesen.

Ausländischer Arzt oder deutscher Arzt? Für die Berliner Patienten „macht det keen Unterschied“.

Die Praxis der Fahimis ist nicht die einzige Berliner Arztpraxis, die das Klischee von dem „ausländischen“ Arzt, der nur Migranten behandelt, widerlegt. Auch Afsaneh Bohlmanns Patientenstamm besteht zu 90 Prozent aus deutschen Patienten. Der Altersdurchschnitt liegt bei 60 aufwärts. Was zum



Die Fahimis: Generationen, Tradition und Moderne ...

chen zu halten und sich auch mal persönliche Sorgen von der Seele zu reden. Mittlerweile sind unter ihnen schon die Kinder und Enkelkinder seiner früheren Patienten. „Manchmal rufen mich Patienten auch an, wenn sie ein Problem haben“, erzählt der 76-jährige.

„Er ist mein Arzt. Er weiß alles von mir. Ich würde zu keinem anderen gehen.“

Die Vertrautheit und enge Bindung, die sich über Jahre zwischen ihm und seinen Patienten entwickelt hat, geht aber nur zum Teil darauf zurück, dass Fahimi

„Dr. Fahimi hat soviel Geduld“, sagt er in gebrochenem Deutsch. „Er ist mein Arzt. Er weiß alles von mir. Auch persönliche Dinge.“ Der Jordanier ist Diabetiker. Er kommt mittlerweile vor allem in die Praxis, um von Sohrab Fahimi seinen Diabetes einstellen zu lassen. Aber für alle anderen Beschwerden geht er zu „seinem Arzt“ Ahad Fahimi.

Auch die Eltern von Adel und Ahmet, zwei typischen Neuköllner Jungs im „Gangsta“look, gehören zu dieser Generation. Aus dem Libanon nach Deutschland gekommen, gehen sie „nur zu



Zu Abbas Moslehi in die Praxis kommen viele Berliner Urgesteine, wie der 65-jährige Burkhard Franck

großen Teil der Lage der Praxis geschuldet ist. Sie befindet sich in Lankwitz und ist in einem Ärztehaus angesiedelt, das in einer offenen Einkaufspassage liegt. Karreeförmig angeordnet finden sich dort kleine Geschäfte von der Bäckerei, über die Drogerie bis hin zum Schreibwaren- und Gemüsehändler. Mit den Wohnbauten, die die Passage einschließen, hat die Atmosphäre kleinstädtischen Charme – eine eigene kleine Welt. Viele von Bohlmanns Patienten leben schon seit Jahrzehnten hier. Und jahrzehntelang sind sie zu ihrem Vorgänger gegangen. Ihnen ist es egal, dass dessen Nachfolgerin, die Frau mit dem deutschen Nachnamen und dem fremdländischen Aussehen, aus Iran stammt.

Dass für die Patienten bei der Wahl des Arztes die Nationalität eine eher untergeordnete Rolle spielt, kann auch die Berliner Patientenbeauftragte Karin Stötzner bestätigen: „Patienten gehen zu dem Arzt in ihrer Nähe, in ihrem Kiez oder zu dem, zu dem ihre Familie geht. Wenn ihnen ein Arzt empfohlen wurde, gehen sie da hin.“ „Mundpropaganda“ nennt eine Patientin von Dr. Bohlmann das. Ihr Sohn ist jetzt ebenfalls bei Afseh Bohlmann, denn seine Mutter hat zu ihm gesagt: „Die is jut, da kannste hingehen“.

Die Praxis von Abbas Moslehi in der Fuldastraße, im Herzen Neuköllns, bildet da keine Ausnahme und widerspricht jeglichen Klischeevorstellungen. Er hat sie 2007 von einem deutschen Kollegen übernommen. Obwohl die Praxisräumlichkeiten in einer Gegend von Neukölln liegen, in der vor allem

Migranten und deren Kinder und Enkel leben, betreut er auch viele alte „waschechte“ Berliner – wie den Herrn Walkhoff. „Ick war 25 Jahre bei Herrn Gericke jewesen“, sagt der 74jährige, ein

Berliner Urgestein mit Schiffermütze und breitem Dialekt. Warum er geblieben ist, auch nachdem sein alter Arzt weg war? „Warum soll ick ´n Arzt wechseln, wenn er jut is?“, fragt er zurück. ▶

Fortsetzung von Seite 31



„Ich trinke Warsteiner, esse Schwarzwälder Schinken und mache Witze über Ausländer.“

Abbas Moslehi

An diesem Dienstagmorgen, als wir die Praxis von Abbas Moslehi besuchen, überwiegt dort der Berliner Dialekt. „Aber dass heute so wenig ausländische Patienten in die Praxis gekommen sind, ist nicht die Regel“, sagt Schwester Sabine, die an der Anmeldung sitzt. „Das ist mal so, mal so.“ Im Wartezimmer, das mit seinen braunen gemütlichen Sesseln, den Bildern von Zille an der Wand und den weißen Stores am Fenster wie ein Wohnzimmer eingerichtet ist, sitzt Frau Meyer. Auf die Frage, ob es für sie einen Unterschied macht, ob der Arzt ein Deutscher ist oder nicht, reagiert sie leicht indigniert: „Dann wär ´n wir ja nich hier, wenn det

een Unterschied machen würde. Und überhaupt: Müssten Se mich jar nich so was fragen. Icke bin kosmopolitisch. Und denn in Neukölln – da bin ick ja als Deutsche ne Einzelheit!“

Eine neue Generation führt den Begriff „ausländische Ärzte“ ad absurdum

Frau Meyer hat einen Hausarzt namens Abbas Moslehi und es ist für sie das Normalste auf der Welt. In dieser Einstellung, die viele Patienten mit ihr teilen, spiegelt sich etwas wider:

Abbas Moslehi, Afsaneh Bohlmann und auch Sohrab Fahimi repräsentieren eine

neue Generation der „ausländischen Ärzte“ in Berlin. Der Begriff „ausländischer Arzt“ scheint bei ihnen auch gar nicht mehr angebracht. Sie bezeichnen Berlin als ihre Heimat, sprechen akzentfrei Deutsch und auch Englisch gehört wie selbstverständlich zu ihrem Sprachrepertoire. Sie unterscheiden sich in nichts von ihren deutschen Kollegen. Das deutsche Gesundheitswesen ist ohne sie mittlerweile nicht mehr vorstellbar. Moslehi formuliert diese Assimilation humorvoll: „Das kommt bestimmt auch daher, dass ich mich so gut angepasst habe“, sagt er und der Schalk blitzt schon in seinen Augen. „Ich trinke Warsteiner, esse Schwarzwälder Schinken und mache Witze über Ausländer.“

Und die Zahl der Kollegen aus dem Ausland, die nach Deutschland zum Praktizieren kommen, wird steigen, ist sich Abbas Moslehi sicher. „Weil der Nachwuchs fehlt.“ Das bestätigt auch Burkhard Bratzke, Vorstandsmitglied der Kassenärztlichen Vereinigung Berlin. „Es findet durchaus eine Ost-West-Wanderung statt“, sagt Bratzke. „Viele Lücken im ambulanten Versorgungsbereich werden mittlerweile von Ärzten aus Polen und aus der Türkei geschlossen. Was für einen deutschen Arzt nicht mehr attraktiv ist, ist für einen polnischen Arzt vielleicht in Grenzen noch attraktiv. Obwohl auch die mittlerweile oft durch Deutschland hindurch gleich nach England wandern“, meint Bratzke, der selbst eine Hautarztpraxis in Moabit hat.

Ausländische Ärzte in Berlin

Herkunft	Gesamt	davon niedergelassen
Europäische Union	483	62
Übriges Europa	156	13
Afrika gesamt	43	4
Nordamerika	23	3
Mittelamerika	8	1
Südamerika	16	1
Asien gesamt	195	12
Australien/Ozeanien	1	0
Sonstige insgesamt	9	2
Ausland gesamt	934	98

Quelle: Bundesärztekammer, Stand vom 31.12.2007

Hinweis: Bei den Zahlen wurde nur die erste Staatsbürgerschaft berücksichtigt, also keine Ärzte, die inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen

Afsaneh Bohlmann jedenfalls zieht das Gesundheitssystem in Deutschland noch immer dem ihrer Heimat vor, denn sie kann auch die positiven Seiten sehen. Ihr Bruder führt in Mashhad, Iran, eine eigene Praxis. Doktor Bohlmann kann direkt vergleichen: „Ich kann für alle meine Patienten auf die gesamten diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten zurückgreifen. Er hat nur ein Stethoskop und ein Blutdruckmessgerät auf dem Schreibtisch liegen. Am Tag behandelt er 200 Patienten. Viele von ihnen sind ernsthaft krank. Trotzdem kann er ihnen nicht die Versorgung bieten, die sie brauchen. Das macht mich traurig.“

Wie ein Verein die Zusammenarbeit zwischen deutschen Ärzten und ihren Kollegen aus dem Ausland fördert: Lesen Sie in der nächsten Ausgabe des KV-Blatts den 2. Teil der Reportage zu „Ausländische Ärzte in Berlin“.

Fotos: Reinhold Schlitt

Buddybären als Integrationshelfer – und der Arzt mittendrin. Von oben nach unten: Berlin-Bär, Istanbul-Bär, Arzt auf Reisen und Multikulti-Bär. Gesehen in der Praxis Fahimi

